



Wohin ist sie abgetaucht, die holde Meerjungfrau?

Foto: Marco Krüger/Schramm Film

»Panorama«: Futur Drei Ohne Claudia

Von Maximilian Schäffer

Parvis ist schwul, Sohn persischer Eltern und wohnt in Hildesheim. Er macht das, was man mit diesen Attributen als Millennial eben so macht: Per Dating-App nach dem schnellen Fick suchen, sich in Provinzdiscos volllaufen lassen und Identitätskrisen durchleben. Letztere verstärken sich drastisch, als Parvis wegen Diebstahls Sozialstunden in einer Flüchtlingsunterkunft ableisten muss. Hier wird er mit den Privilegien seines deutschen Passes konfrontiert und stellt fest, dass die Dramen der Geflüchteten deckungsgleich mit der Geschichte seiner Eltern sind. Dann kommt auch noch die große Liebe hinzu – alles sehr verwirrend.

»Futur Drei« lautet der dekorative Titel des autobiografischen Regiedebüts des 25-jährigen Kölner Faraz Shariat. Das Vorhaben war, laut »Zeit«-Interview, ein »feministischer, antirassistischer und queerer« Spielfilm. Wäre das Vorhaben auch gewesen, einen »guten« Spielfilm herzustellen, wäre es nicht bei einem derart plumpen Lehrstück geblieben. Beinahe unerträglich hölzerne, vorhersehbare Dialoge aus dem Grundkurs Dramaturgie erklären, was Parvis im Innersten bewegt. Und das, was ihn bewegt, sind seine offensichtlichen, bereits aufgezählten Attribute, deren inhärenter Pathos jegliche Charakterbildung ersetzt. Shariat verschiebt seine eindimensionalen Figuren auf dem Schachbrett der Identitätspolitik: den mittelständischen Deutschperser (Benjamin Radjaipour), den schwulen Flüchtling (Eidin Jalali) und die starke Frau mit Abschiebungsbescheid (Banafshe Hourmazdi). Jürgen Vogel spielt einen sexgeilen Sozialarbeiter, der als Mann selbstverständlich nur Gegenleistungen für die Zwecke will. Es gibt viel Tränen, wegen der Grausamkeit der reaktionären Welt, und viel versprühte Lebensfreude, wegen der Schönheit der bunten Welt. Auf einen ergänzenden Gastaustritt von Claudia Roth als seelische Unterstützung hat man zum Glück verzichtet.

Interessant hingegen sind die authentischen Sätze von Parvis' Eltern, im Film durch Shariats echte Eltern repräsentiert. Sie zeugen von der Zerrissenheit der Migrantengeneration: Menschen, die sich nach 25 Jahren in Deutschland, nach Dekaden der harten Arbeit, nach vorbildlicher Integration und Ankommen in der Wohlstandsgesellschaft, immer noch in den Iran zurücksehnen. Trotz Mullah-Regime, trotz drohender Verarmung und Konfrontation mit der vielleicht eigenen Entfremdung. Stellenweise halten sie ihren Sohn für allzu unbedarft, stellenweise gar für allzu undankbar. Hier bildet der Film endlich valide Diskurse heraus, die über eine schiere Dekoration von Empowerment-Floskeln hinauswachsen. Jene gefallen dem Regisseur leider allzu gut. Er beweist es noch einmal gegen Ende der da schon quälend langen 92 Minuten. Die letzte Viertelstunde besteht aus abgegriffenen Posen des modernen Ausdrucksstanzes zu Musikvideoästhetik, versehen mit poetischem Schmalz.

»Futur Drei«, 24.2., 16.15 Uhr, Cubix 7, 29.2., 19.30 Uhr, Zoo-Palast 2.

»Wettbewerb«: Mit »Undine« beschwört Christian Petzold Wassernixenmetaphorik

Meerjungfrauen küssen nicht besser

Von Frank Schirrmeyer

Das Label »Berliner Schule« wird Christian Petzold wohl nicht mehr los, es haftet an ihm wie ein klebriger Kaugummi, seit er sich in seinen ersten Dramen wie »Die innere Sicherheit« oder »Barbara« die nüchtern-analytische Erzählweise zu eigen machte, welche sich um die Jahrtausendwende im deutschen Film etablierte. Dabei hat sich Petzold natürlich weiterentwickelt, und die Stilistik der weitgehenden Reduktion der filmischen Mittel ist längst einer Fülle gewichen, die sich auch höheren Budgets verdankt. Der thematische Fokus auf die innere Verfasstheit der gesamtdeutschen Gegenwart hat spätestens mit seinem letzten Film »Transit« universellen Fragestellungen Platz gemacht. In der Verfilmung des Romans von Anna Seghers spielte er raffiniert mit den Zeitebenen und schuf eine Paralleldimension in der Gegenwart, die dem Drama um einen Deutschen, der vor den Nazis nach Marseille flieht, eine aktuelle Relevanz im Hier und Heute verleiht.

Konstant geblieben ist Petzolds Filmen eine eigentümliche Stilisierung, die das Geschehen überhöht und den Raum zu einer Bühne werden lässt. Dazu gehört auch das ge-

wisse Ätherische, Statische seiner Helden, die häufig wie Kunstfiguren wirken. Paula Beer als Undine reiht sich da nahtlos ein, auch sie verkörpert eine eher unirdische Person, die den Untiefen des banalen Alltagslebens entkommen scheint. Mit Nachnamen heißt sie Wibeau – falls das eine Referenz an Plenzdorfs »Die neuen Leiden des jungen Werther« sein soll, bleibt sie folgenlos, denn die beiden Figuren haben nichts miteinander gemein. Im Gegensatz zu Edgar Wibeau weiß Undine sehr genau, was sie will, nämlich lieben und geliebt werden. Undine braucht – der Vergleich liegt nahe – die Liebe wie der Fisch das Wasser, und diese Unbedingtheit verleiht ihr die Fähigkeit zu tiefen, aber eben auch bedingungslosen, bis hin zu mörderischen, Gefühlen. Die Idee der Undine folgt der mythischen Sagengestalt, die erst dann eine Seele bekommt, wenn sie sich mit einem Menschen vermählt. Als moderne »Wassernymphe« will Undine den Fluch brechen, der sie zwingt, die Männer, die ihr untreu werden, in den Tod zu schicken.

Zunächst mal arbeitet Undine aber als Stadtführerin beim Berliner Senat, wo sie den Besuchern die Stadtgeschichte anhand der Modelle erklärt, wie sie tatsächlich in Mitte in der Köllnischen Straße unweit des

Stadtmuseums zu besichtigen sind. Ausführlich lauschen wir den stadsgeschichtlichen Erläuterungen Undines, während die Kamera über das beeindruckende Großmodell der Berliner Innenstadt schwenkt und Details in Nahaufnahme zeigt. So erfährt der Zuschauer ganz nebenbei einiges über die Berliner Bau- und Architekturgeschichte. Wussten Sie beispielsweise, dass das historische Barockschloss vor seiner Zerstörung neun Hektar und 1200 Räume umfasste? Film macht eben auch klug. Einen dramaturgischen Sinn hat das Ganze nicht, aber es macht Spaß, zuzuhören. Petzolds Interesse an (filmischen) Räumen scheint hier durch, und den distanzierten Kommentar Undines zum Neubau des Stadtschlusses kann man ruhig als Statement des Regisseurs, der auch das Drehbuch schrieb, verstehen.



Aber eigentlich geht es ja um eine Liebesgeschichte und wie Sie merken, zögert der Rezensent ein wenig, sich ihr zu nähern. Undine lernt, gerade erst hat Johannes sie verlassen, den Industrietaucher Christoph (Franz Rogowski) kennen. Bei gemeinsamen Tauchgängen in die versunkene Welt eines Stausees wird schnell klar, dass die Vorsehung zugeschlagen hat und sie füreinander bestimmt sind. Nun, Kino wäre kein Möglichkeitsort, wenn es nicht auch Platz böte für solche romantisch überhöhten Beziehungskisten; ob man dem letztlich folgen will oder kann, muss jeder für sich entscheiden. Oder, wie es Petzold in einem früheren Interview sagte: »Kino muss nicht Leben zeigen, sondern den Wunsch nach Leben.« Schön anzusehen ist auf jeden Fall, wie Undine und Franz sich ihrer jungen Liebe hingeben, die so vorbehaltlos wie freischwebend im Raum ist. Romantischer Höhepunkt ist zweifellos die Szene, in welcher Undine nachts im Bett ihren am nächsten Tag zu haltenden Vortrag über das Humboldtforum vor Christoph ausprobiert.

Grundlos und aus heiterem Himmel bricht irgendwann bei Christoph die Eifersucht auf seinen Vorgänger durch und die Dinge nehmen eine dramatische Wendung. Nun driftet

der Film vollends ins Mystische ab – Zeichen, Symbole, Telefonate, die nicht stattgefunden haben können.

Der Fortgang soll hier nicht veratert werden, doch hält sich die Handlung eng an die Erlösungsgeschichte der sagenhaften Meerjungfrauen-Vorlage. Die Frage ist, ob der Film durch die ideelle Überhöhung seiner Liebesgeschichte an Tiefe gewinnt? Ein vorsichtiges »Nein« sei an dieser Stelle gestattet. Petzolds Filme sind stets eine Schule der Raumerfahrung und des Sehens, aber bei aller intellektuellen Brillanz gewinnt die Liebesgeschichte inhaltlich durch ihre mythische Überhöhung wenig. Trotz aller Wassernixenmetaphorik bleibt sie eine Liebe, die nie über sich selbst hinausweist und von daher seltsam blass bleibt. »Undine« soll dem Vernehmen nach der erste Teil einer geplanten Trilogie sein, die sich mit der deutschen Romantik und dem Motiv der sogenannten Elementargeister befasst, zu denen auch der Wassergeist gehört. Womöglich wäre der Film durch »Transit« eingeschlagen hatte, der spannende gewesen.

»Undine«, 24.2., 12.30 Uhr, Friedrichstadtpalast, 26.2., 21 Uhr, Friedrichstadtpalast, 26.2., 21.30 Uhr, B-Ware-Ladenkino, 1.3., 10 Uhr, Berlinale-Palast.

»Generation«: Die Dokumentation »Perro« begleitet einen Jungen in Nicaragua, der aus dem Dorf in die Stadt muss

Wie ein verlorener Köter

Von Maximilian Schäffer

Perro und seine Großmutter besitzen eine Hütte, ein paar Hühner und ein Hausschwein im Dschungel – Hausrat, der etwa dem Tageslohn entspricht. Sie ernten Kokosnüsse und Kochbananen, fischen im Meer, leben mit den Gezeiten und dem Urwald. Perros Kindheit kennt die Abgrenzung von Arbeit und Freizeit nicht. Stöcke durch den matschigen Boden schleifen, Boote durch Flüsse manövrieren, wilde Pflanzen abreißen, mit den Altersgenossen keilen und wandern, das sind jeweils Routinen des Spiels, die sich vom Überlebenskampf, dem nicht nur sprichwörtlichen Brotwerb, kaum unterscheiden.

Ob man angesichts dieser Lebensumstände von »idyllisch« sprechen

kann, ist schwierig zu beurteilen. Lesen kann der Zwölfjährige nur mühsam. Wenn er etwas entziffert, dann Verse aus der Bibel, die er der schwergläubigen Großmutter auf Spanisch rezitiert. Mündlich tradierte Umgangssprache ist Kreol, eine in dieser Form auf dem Englischen basierenden Mischsprache, die am ehesten mit dem jamaikanischen Patois vergleichbar ist. Medizinische Versorgung, Schutz vor Naturkatastrophen, Kunst und Kultur, all das gibt es in jener zeitlosen Form des Daseins der Landbevölkerung kaum. Städtische Realitäten von Nicaragua sind hingegen beherrscht von absoluter Armut der modernen Zivilisation: Arbeitslosigkeit, Umweltverschmutzung, Einsamkeit.

Insofern man in der Lage ist, die Wahl zwischen diesen Existenzent-

würfen selbst und freiwillig treffen zu können, stellt sich die Vergleichsfrage. Perros Heimat aber wird abgerissen. Angeblich bereits seit 2014 entsteht – mitten durch das Gebiet der indigenen Bevölkerung – der »Gran Canal« als Konkurrenz zum Panamakanal. Ein Hoffnungsprojekt des Sandinistenstaats, der hinsichtlich des Index der Menschlichen Entwicklung (HDI) gegenwärtig auf Platz 124 weltweit rangiert. Demnach ist in ganz Lateinamerika lediglich Haiti in bedauernterem Zustand.

Als die Pläne der Regierung konkreter werden und sich die Einheimischen weigern zu weichen, zieht man als Druckmittel den Dorflehrer von Perros kleiner Gemeinschaft ab – der Junge muss in die Stadt.

Die deutsche Regisseurin Lin Sternal (33) gibt mit diesem Dokumen-

tarfilm ihr Kinodebüt. Es sind ruhige 79 Minuten geworden, ohne Audio-Kommentar und mit nur wenig Dialog der Protagonisten. Das Narrativ ist trotzdem so klar wie komplex – es geht um die Relativität von Reichtum und Bildung, von Zukunft und Adoleszenz. Dies wird vor allem klar, als Perro in die städtische Schule wechselt und sich die Wahrnehmung über ihn verschiebt: vom bereits vernünftigen Ernährer seiner Angehörigen hin zum infantilen Teenager ohne Perspektive. In den vermüllten Straßen und überfüllten Schulen streunt er, sein Spitzname antizipiert es bereits, wie ein verlorener Köter durch die permanente Reizüberflutung. Seine Währung, das, was ihn in der Provinz zum respektablen Mitmenschen machte, ist vollkommen entwertet. Sternal stellt

all diese Dinge fest, ohne viel zu sagen, schlägt sich aber am Ende eindeutig auf eine Seite. Dies macht ihren Film streitbar und deswegen wertvoll.

»Perro«, 26.2., 10 Uhr, Urania, 28.2., 15.30 Uhr, Zoo-Palast 1.

ANZEIGE

SEHEN im Karl-Liebknecht-Haus
Barbara + Winfried Junge
mit Filmen aus Syrien, Libyen, Somalia
 »Jenseits von Golzow«
Donnerstag, 27. Februar 2020, 19 Uhr
 – Am 26. März: Andert und Biskupek über Renate Holland-Moritz –
 DAS ANTI-EISZEITKOMITEE lädt herzlich ein
 in den Rosa-Luxemburg-Saal, Kleine Alexanderstraße 28, 10178 Berlin. Eintritt frei.